

Liebe Freundinnen und Freunde
der Community Christusbruderschaft Selbitz,

einen ganz bunten, ungewohnten Herbstrundbrief haben wir für Sie im
Jubiläumsjahr zusammengestellt.

Neben dem aktuellen Jahresprogramm finden Sie einen kleinen Fächer
mit „den Gesichtern“ unserer Gemeinschaft.

Besonders freuen wir uns, Ihnen noch einen Vortrag mitgeben zu können,
den unser langjähriger Pfarrer Dr. Hans Häselbarth am Pfingstfest auf
dem Petersberg gehalten hat.

Viele von Ihnen haben das Jubiläumfest im Juni mit uns gefeiert. Möge
dieser Vortrag Ihnen noch einmal die Festfreude aufleuchten lassen.

Seien Sie herzlich begrüßt
Ihre Sr. Veronika Böthig



Die Community Christusbruderschaft 20 Jahre nach der Wende und seit 10 Jahren auf dem Petersberg

Vortrag von Dr. Hans Häselbarth

Gott sei Dank für das Pfingstfest mit Ihnen heute auf dem Petersberg.

Wir sind die Beschenkten! 10 Jahre leben die Brüder nun hier, und vor fast 20 Jahren haben wir die Wende erlebt. Das ist Anlass dafür, einige Spuren der Wirkungen des Hl. Geistes in der Geschichte der Community anzuschauen. Erkennen wir darin Hoffungszeichen, die uns – im Westen und im Osten – Mut für unser Christsein machen?

Ich beginne beim Evangelium. Eine der biblischen Schlüsselstellen für die Gemeinschaft war die Begegnung Jesu mit seinen Jüngern nach Ostern am Seeufer in Joh 21. Das haben die Brüder und Schwestern immer wieder meditiert. Die Morgenfrische dieser Szene ist bildhaft eindrücklich: die Nebel über dem Wasser, die Konturen der Berge, die ersten Strahlen, die kleine Gruppe am Ufer, das Feuer, das gemeinsame Mahl – wir können uns das gut vorstellen ... und nach dem Essen die dreimalige Frage nach der Liebe.

Liebe, mit der Gott beschenkt, lockt Antworten in Worten und Taten in immer neuen Situationen heraus. „Ein neuer Tag beginnt ...“, und etwas von der Frische eines Morgens, eines Aufbruchs hat die CCB immer wieder erlebt.

Aber ich bin noch bei Joh 21: Die Liebe, nach der Petrus gefragt worden war, wird gleich konkret in einen Auftrag gefaßt: „Weide meine Schafe!“ Dieser Auftrag Jesu an seine Freunde gilt auch der Community. Sie will weitergeben, was sie selbst „satt“ gemacht hat: Segen, Erfüllung, Sinn, Herzensfriede, Sorglosigkeit, Gastfreundschaft. All das soll etwas von dieser Jesusliebe auch auf dem Petersberg ausdrücken.

Als langjähriger Pfarrer der Community und jetzt als ihr Tertiärbruder in der 2. und 3. Generation verstehe ich etwas von der johanneischen Frömmigkeit der Gründer Hanna und Walter Hümmer, nämlich eine persönliche Jesusbeziehung in Gemeinschaft zu leben, nah am Herzen des Freundes im Gespräch – eine Du-Beziehung.

Wenn es um innere Erfahrungen geht, brauchen wir keine Auswege zur Esoterik oder nach Asien. Wir können aus den eigenen Quellen schöpfen – wobei die Du-Beziehung zu Gott die Seele und das Gefühl erreichen kann. Es ist eine Mystik ohne Selbstbezogenheit, Enge und Abgrenzung, vielmehr fromm, und doch den Nöten der Menschen in unserer heutigen Welt zugewandt. Ja, eine Hingabe und auch ein Opfer, aber fröhlich und nicht verbissen. Auch die drei Leuchtzeichen der Orden: Armut, Keuschheit und Gehorsam, sollen nicht Last, sondern Befreiung und Verfügbarkeit bringen. Der Wille zur Heiligung soll nicht gesetzlich werden, sondern aus der Dankbarkeit entstehen.

Von daher soll gelten: „Ein Mönch“, so lautet eine einfache Definition, „ist ein Mensch, der betet.“ Da hat im Tageslauf das Gebet den Vorrang, doch diese Priorität muss immer wieder erkämpft werden. Da muss die Liebe zur Stille

und zur Betrachtung des Wortes immer neu geübt werden, oft gegen die eigenen inneren Antreiber und die Erwartungen einer Leistungsgesellschaft von außen. Und von da aus gegen das Böse die Welt zu segnen! Ich könnte noch mehr benennen, wie jene Jesusliebe im Ordensleben Gestalt werden kann, wobei es da auch verschiedene Berufungen gibt. Jede monastische Gemeinschaft ist charismatisch und hat ihren Charme: die benediktinische Form, die jesuitische, die orthodoxe, die Stille der Kartäuser, die Missionsorden und jene mit diakonischen oder pädagogischen Aufträgen. Die CCB würde sich sicher dem Hl. Franziskus am nächsten fühlen, seiner gewinnenden Liebe zu Gott, zur Schöpfung und zu den Armen seiner Zeit.

Wie waren die Anfänge der Gemeinschaft in der Kriegs- und Nachkriegszeit? Wie andere Neugründungen und Erweckungen wurde sie in einer Krise berufen. Da könnte man vieles aus dem Schwarzenbacher und Selbitzer Pfarrhaus erzählen. Als 9jähriger habe ich es zum Teil miterlebt: die nächtlichen Bomberschwärme auf dem Überflug nach Dresden; die Flüchtlinge mit uns im Pfarrhauskeller; der Suizid eines 19jährigen Soldaten; eine Panzergranate vor dem Schlafzimmer; die nicht explodierte; enge Räume und wenig zu essen; ein Zug von KZ-Häftlingen mit dem Judenstern; zusammengetriebene deutsche Kriegsgefangene – aber im Wohnzimmer Bibelleser zusammen mit der Pfarrfrau, die fragten, was diese Katastrophe für ihr Leben jetzt bedeute. Es kam zu Beichten und Lebensübergaben. Das wird immer so sein: Anfechtung lehrt auf das Wort merken, im Persönlichen wie in einem ganzen Volk. Die Liebe zur Schrift, die Betrachtung und der Austausch haben eine große Rolle im Werden der Gemeinschaft gespielt. Das innere Hören wurde geübt. Walter Hümmel konnte einprägsam und lebensnah predigen, während seine Frau die Gabe der Prophetie hatte, sogenannte „Stille Zeiten“ mit bestimmten Weisungen.

Das aufeinander Hören aber bestärkte das gemeinsame Leben. Gegen den wachsenden Individualismus in der Gesellschaft wurde erkannt: Gemeinschaft 24 Stunden am Tag gelingt nicht von selbst; daran ist zu arbeiten. Zuerst gab es nur die Weisung „Wisset, ihr seid eins“. Die bestimmte Lebensform und die Aufgaben sind erst Schritt für Schritt deutlicher geworden. Als Vorbild gab es ja damals nur die Diakone und Diakonissen. 1949 war Taizé noch unbekannt. Eine 400 Jahre alte Klostersvergessenheit und Klosterkritik musste in unseren Kirchen überwunden werden. Der Vorwurf von Sektiererei war zu bestehen. Zuerst lebte man im Pfarrhaus wie eine Großfamilie mit „Herr Vater“ und „Frau Mutter“. Und lange waren die jungen Brüder und Schwestern noch die Kinder ohne große eigene Verantwortung. Die Rede war von einer „ordensähnlichen Bruderschaft“, ohne Gelübde. Die Grundzüge des Ordenslebens sind erst allmählich klarer geworden. Das war ein spannender Prozess, von den Gründern oft mehr intuitiv als systematisch erfasst. Hilfen waren die Biografien von Heiligen, die Lektüre von Thomas von Kempen und Dietrich Bonhoeffer mit seinen Schriften über Gemeinsames Leben und Nachfolge. Äußerlich wuchs die Gemeinschaft in den 50iger und 60iger Jahren schnell und baute Häuser.

Nach dem Tod von Walter und Hanna Hümmel (1972 und 1977) gab es den schmerzhaften Übergang zur zweiten Generation mit einem Konflikt über mehrere Jahre. Streit gab es über drei Themen, nämlich über die Rolle der Psychologie in der Seelsorge, über die Einordnung der charismatischen Gemeindeerneuerung und über die politische Verantwortung der Christen. Zum Teil wurde der Streit an meiner Person festgemacht. Die inneren Gründe lagen tiefer und hatten mit Macht und Verantwortung zwischen Alten und Jungen zu tun. Diese Zeit war mit einer Lähmung der Gemeinschaft und mit viel Angst verbunden. 1984 zog eine Gruppe in ein neues Zuhause nach Falkenstein nahe Regensburg. Der Riss ist bis jetzt noch nicht offiziell überwunden.

Danach folgte eine Zeit der Gestaltwerdung, die ich als sehr beglückend erlebt habe. Anstelle des spontanen und im wahren Sinn charismatischen Aufbruchs der ersten Generation sollte nun nicht einfach Struktur und Ordnung treten. Wir hofften, daß es auch in der Folge pfingstliche Entdeckungen und Hoffnungszeichen geben würde. Jedenfalls entdeckten die Jüngeren ihre Leitungsgaben. Zuerst gab es eine Teamleitung, bald aber auch den Mut, einen Prior, eine Priorin auf Zeit zu wählen, wobei bei Entscheidungen genug Mitsprache von allen gegeben wurde. Sr. Anna-Maria aus der Wiesche, die damalige Priorin, entwarf eine Ordensregel, die veröffentlicht ist und die ich auch für Christen in anderem Stand für sehr lesenswert halte.

Es kam zu Kontakten mit anderen Orden und Gemeinschaften evangelischer, katholischer und orthodoxer Herkunft, die neben der Ordensliteratur dazu halfen, dass die Schätze aus der Jahrhunderte alten monastischen Tradition neu verstanden werden konnten. Zur gleichen Zeit etwa haben die EKD und die VELKD durch Worte von Bischöfen und Synoden ihre Wertschätzung der neu entstandenen Kommunitäten zum Ausdruck gebracht. Stätten lebendiger Frömmigkeit sind heute wertgeschätzt, und manchmal gibt es bei ihrer numerischen Kleinheit von den Kirchen her fast zu viele Erwartungen, die sie nicht erfüllen können. Jedenfalls gibt es heute viel Vertrauen zwischen Kirche und Kommunität – bis dahin, dass unser Regionalbischof für die Selbitzer Gemeinschaft zugleich der Visitator wurde. „In der verfaßten Kirche und ihr auch gegenüber“ – dieses Miteinander scheint zu gelingen, und Orden werden vielleicht auch bald rechtlich den Ortsgemeinden gleichgestellt.

Nach einem Schwerpunkt der Krankenpflege in der ersten Generation in der CCB liegt bei den Diensten heute ein Akzent auf der Seelsorge. Dafür wurden Geschwister in gute Ausbildungen geschickt, die heute auch selbst Ausbilder und Anleiter sind. Beispiele dafür sind Exerzitien und zweijährige Kurse für geistliche Begleitung. Zuerst war unser Einkehrhaus in Birkensee im Nürnberger Land jahrelang ein Ort, wo Schwestern und Brüder in Seelsorgezeiten ihre Lebensgeschichte bearbeiten konnten und dadurch in ihrer Berufung bestärkt wurden. Ich selbst bin bis heute in diesen paradiesischen Ort verliebt. Von da aus konnte das Angebot dann auch für Gäste unserer Häuser ausgeweitet werden. Viele gute theologische Lehrer und Anreger zum geistlichen Leben sind in diesen Jahren eingeladen worden – Welch ein Schatz an Erfahrungen kam in unsere Häuser! Viel Liebe wurde auch in lebendige Gottesdienste und liturgische Entdeckungen gelegt, so etwa in Segnungs- bzw. Heilungsgottesdienste und in die Osternacht-Feier, noch bevor viele Gemeinden sie lieben lernten. Dazu entstanden in der Kommunität eine Fülle von neuen Liedern, oft ein Vorgeschmack himmlischen Musizierens. Neben den täglichen Gebetszeiten mit gesungenen Psalmen, mit gebundenen Gebeten und freier Gebetsgemeinschaft steht die Eucharistie im Mittelpunkt – wie damals in Joh 21 am Seeufer „... als sie das Mahl gehalten hatten“. In diese Zeit fällt das Engagement im südlichen Afrika, zuerst ab 1987 in Botswana am Rande der Kalahari, und nun im Zululand in Natal. Das kam durch meine Kontakte mit der Berliner und der Wuppertaler Mission ins Blickfeld und bedeutete eine große Horizonterweiterung. Was so klein in Oberfranken begonnen hatte, zog nun weite Kreise.

In Deutschland arbeiteten Schwestern regelmäßig bei Kirchentagen mit, wurden in Synoden gewählt, trugen die Initiative „Miteinander für Europa“ mit und bereiteten ökumenische Ordenskongresse mit vor. Auch kamen wieder junge Novizen und Novizinnen, allmählich auch aus den neuen Bundesländern, und ihre Begleitung und Ausbildung, bis hin zur Profess, wurde strukturiert. Dasselbe gilt für den Kreis der Tertiärgeschwister. Diese hatten von den ersten Anfängen an die Gemeinschaft mitgetragen, nun aber gab es einen neuen Willen zu Eintritt – bis zur heutigen Zahl von etwa 100 Mitgliedern. Ihre Verbindlichkeiten sind ähnlich geordnet, bis hin zur eigenen Leitung und Wegweisung. Sie versuchen, die Spiritualität der CCB, eben das Bündnis der Jesusliebe, in ihrem beruflichen, gemeindlichen und familiären Alltag zu heben, treffen sich zweimal im Jahr in Selbitz und dazu in regionalen Zellen. Wie die Kommunität, blicken sie jetzt auf 60 Jahre Geschichte zurück.

Sie haben mir die Freude über diese Gestaltwerdungen etwa ab 1984 angemerkt. Allerdings will ich nicht, daß dies wie eine einzige Erfolgsgeschichte aussieht. Denn da waren auch viel Schwachheit, Enttäuschungen, Abschiede, Schuld und Widerstände zu durchgehen, eben Kreuzes-Erfahrungen – wie in allen menschlichen Einsätzen für das Kommen des Reiches Gottes. Oft waren wir erstaunt, dass trotz uns suchende Menschen von außen angezogen waren und ein Stück geistliche Heimat erlebten. Es ist letztlich der Geist von Pfingsten, der bewirkt, dass Menschen „gute Weide“ finden.

In diese Phase fiel nun auch die Wende. Wie haben wir sie in Selbitz vor 20 Jahren erlebt? Durch die Lage in Grenznähe waren wir mit den Befestigungsanlagen vertraut. Ab und zu gelang ein heimliches Winken über den Todesstreifen, Posaunenklänge, ein strahlender Weihnachtsbaum. Aber es gab auch die Schikanen an den Kontrollpunkten, Durchbruchversuche, sogar eine spektakuläre Ballonflucht in nächster Nachbarschaft. Im kleinen Grenzverkehr waren wir oft Gäste in einem Hauskreis im Thüringischen. Meine Frau trug dahin Taizé-Lieder auf dem Bauch, ich eine CD mit einem Seelsorge-Thema. Bücher von Walter Hümmer fanden ihren Weg in Pfarrhäuser in Sachsen, zum Schniewindhaus, zum Mutterhaus in Aue, zu sächsischen Volksmissionskreisen. Wie alle anderen wurden jedoch auch wir von den Ereignissen im Herbst 1989 überrascht, z.B. als die Prag-Flüchtlinge am Hofer Hauptbahnhof begrüßt wurden. Das Wunder einer gewaltlosen Revolution mit Kerzen und Gebeten überwältigte uns. In den ersten Wochen fanden viele Trabants den Weg in eisiger Kälte zu einem Nachtlager in unsere Häuser. Das liegt jetzt 20 Jahre zurück, doch weil wir so nah dran waren, sind unsere Herzen immer noch voll Dankbarkeit, und jeder kann Geschichten erzählen. Die Hoffnung auf wirtschaftlichen Aufschwung, im ehemaligen Zonen-Grenzgebiet diesseits und jenseits haben sich inzwischen nicht alle erfüllt. Doch die Arbeitspendler sind integriert, und es mischt sich auf den Baustellen, im Krankenhaus und im Supermarkt das Sächsische und das Thüringische problemlos mit dem Fränkischen. In unserer Gegend gibt es kaum noch Vorbehalte zwischen Wessis und Osis, das Miteinander ist eine tägliche Normalität. Viele Gruppen und Einzelgäste kommen aus den neuen Bundesländern zu uns, auch Kommunität-auf-Zeit-Frauen, FSJ'ler, freie Mitarbeiter und sogar Postulantinnen. Gott sei Dank!

Nach diesem Blick auf die Zeitgeschichte und unser Umland in Hochfranken schaue ich auf die Außenkonvente der Gemeinschaft. Kleine Schwesternzellen mit Aufträgen für Krankenpflege und Jugendarbeit gab es seit den Anfängen in einzelnen Gemeinden. Die waren dienstorientiert, und es fehlte oft die Kraft für die Gebetszeiten und das gemeinsame Leben. Das förderte eine Tendenz zur Vereinzelung. Nach und nach sollten daher mehr Geschwister an einem Ort wohnen, und so entstanden Konvente statt der Zellen. Zululand mit dem Schwerpunkt einer Begleitung

von Aidskranken und Jugendarbeit in armer ländlicher Umgebung ist schon genannt worden. Auch das Einkehrhaus in Birkensee habe ich schon erwähnt. Die sechs Schwestern dort laden heute besonders junge Familien ein. Dann bot die Klosterkammer in Hannover der Kommunität die Belegung des großen Klosteranwesens Wülfinghausen an, das lange Damenstift war, nun aber ein Einkehr-Ort der CCB in der Nähe von Hildesheim ist, von dem Impulse in die ganze Hannoversche Landeskirche ausgehen. Weitere Konvente entstanden in Magdeburg, in Verchen bei Greifswald, in Wittenberg und in Knau in der Nähe von Schleiz. Es sind also in den letzten Jahren fünf Konvente in den neuen Bundesländern gegründet worden – sicher nicht für die Ewigkeit, aber so lange die Kräfte reichen. Zu diesen gehört nun seit 10 Jahren auch der Brüderkonvent auf dem Petersberg.

Sie wissen, es gibt unheilige Stätten mit belasteter Vergangenheit. Und es gibt, Gott sei Dank, heilige Orte, bei denen man spüren kann, dass dort viel gebetet und gesegnet worden ist. Solch ein Ort ist der Petersberg, seit dem Mittelalter ein Pilgerziel und Ort des Gottesdienstes und der Gebete. Denken wir auch an die großen Jugend- und Männertreffen in den 40 Jahren der DDR-Zeit. Da ist viel Segen ausgegangen, den auch der Stützpunkt der Stasi mit dem Betonklotz und den Masten nicht aufhalten konnte. Wie schön, dass die Magdeburger Kirchenleitung die Brüder hierher eingeladen und seitdem viel Wohlwollen und Unterstützung investiert hat. Dankbar denken wir da besonders an Bischof Krusche und Bischof Noack. Es war gut, dass die Brüder im Ordenshaus damals den Entschluss fassten, sich von der viel größeren Zahl der Schwestern zu lösen, um in Eigeninitiative und mit ihrer männlichen Spiritualität einen neuen Konvent zu gründen. Ihr Weg führte sie zuerst nach Volkenroda in Thüringen, wo sie mit der Jesusbruderschaft von Gnadenthal zusammen fünf Jahre Aufbauarbeit leisteten, von dort aus sich aber noch einen eigenen Weg suchten. Zuerst Bruder Markus, dann Br. Johannes und nun Br. Lukas im Prior-Amt hielten weiter den Kontakt zur Gesamtgemeinschaft lebendig. Wir sind dankbar, wie die umliegenden Gemeinden am Petersberg und sogar viele der Kirche Fernstehende unsere Brüder angenommen haben und in den 10 Jahren seither gute Kontakte in die Kirchenprovinz Sachsen entstanden sind. Ihre besondere Gabe ist wohl die Gastfreundschaft, mit der sie Pilger, Touristen und Gäste in ihr gemeinsames Leben hineinnehmen. Dem dienten alle Baumaßnahmen, um dafür immer wieder Platz zu schaffen. Ihnen und uns ist wichtig, eine Achtung mitzubringen für die Geschichte und die besonderen Bedingungen der DDR-Zeit. Sie wollten keine Besserwissis, sondern als Lernende und wirklich als Brüder präsent sein. Das ist ihnen gelungen. Dazu half auch der einfache Lebensstil. Wir sind stolz auf euch und danken Gott für die 10 Jahre auf dem Berg.

Kann also die Kommunität ein Hoffnungszeichen für Menschen im Osten und im Westen sein, auch wenn ihre Zahl klein ist? Das wäre in unserer Gesellschaft wichtig, eine Alternative zu Kapitalismus und Materialismus zu leben, zu Konsum- und Profitausrichtung. Es kann sich lohnen, eine Gemeinschaft des Teilens zu sein, in der auch die Schwachen gesehen sind, ein Sozialismus der anderen Art, der gelingt. Ich sage nicht, die Kommunität und die, die mit ihr auf dem Weg sind, sei ein Himmel auf Erden. Wir sind nicht die besseren Menschen und die besseren Christen. Wir sehen deutlich unsere Grenzen. Vielleicht sind in der Freude des Aufbaus auch drängende Fragen der Gesellschaft in früheren Jahren in der Kommunität zu wenig mitbedacht und mitgetragen worden: die Wiederaufrüstung unseres Landes, der Protest der 68iger Generation, die Weltarmut, der Rassismus, die hohe Arbeitslosigkeit, der Raubbau an der Natur, die Zunahme der Gewalt. ... Klar, keiner kann alles. Eine Ordensgemeinschaft erfüllt schon ihre Berufung, wenn sie „nur“ betet und gegen alles Unheile die Welt segnet. Das ist Aufgabe genug. Doch manchmal sind auch Zeichen zu setzen. Ein Leben des Gebets zu führen und den Nöten der Menschen konkret zugewandt sein, führt in Spannungen und ist nicht leicht. Wir können jedenfalls über die frühere Generation nicht richten, sondern nur heute die Gerechtigkeit suchen.

Was auch zu schaffen macht, ist das Älterwerden, und die Leitung macht sich darüber viele Gedanken. Ob sich Jüngere berufen lassen, mit den Schwestern und Brüdern ein Leben des Gebets in Gemeinschaft zu wagen und zu sagen „Mein Äußerstes für Sein Höchstes“? Wer heute aus unserer Gesellschaft des selbstbestimmten Individualismus kommt, für den ist das ein großer Schritt im Gehorsam! Aber es braucht weiterhin solche Orte – A Place to feel at Home – wo der innere Mensch aufatmen und die Frage Jesu nach seiner Liebe mit Ja und mit der Hingabe seines Lebens beantworten kann. Trotz vieler Resignation an und in der Kirche gibt es auch heute solche Orte an vielen Stellen in unserem Land, nicht nur Klöster, und die Christusbruderschaft will weiter unter ihnen sein.